

# Die Alchemistin

Porträt Die Künstlerin Sandra Knecht erforscht kochend den Geschmack der Heimat

VON SUSANNA PETRIN

Wie würde Sandra Knecht schmecken? Vielleicht wie ein Bisonsteak über dem offenen Feuer gebraten, mit Rosmarin, Rüben und Portwein. Herb, warm, würzig, geerdet und heimlich ein bisschen süss. Vielleicht wie der Tonic, den sie gerade aus 37 Zutaten selber braut. Komplex. Da müsste man darüber nachdenken. So, wie Sandra Knecht es tut, bevor sie ein Menü plant, bevor sie etwas in den Mund nimmt, Essen oder Worte; bevor sie kochend Tiere, Menschen und Orte portraitiert.

Wie schmeckt Heimat? Wie wandeln sich Vorstellung und Begriff? Sind Heimat und Identität Verhandlungssache? Solche Fragen stellt sich Sandra Knecht. «Ich will mit der Kunst etwas herausfinden, etwas verarbeiten und entwickeln.»

## Das Trudi im Glas

Als vor einigen Jahren die 103-jährige Grossmutter und die alte Bäuerin Trudi, bei der sie im Berner Oberland eine Wohnung untergemietet hatte, kurz nacheinander starben, vermisste Sandra Knecht auch Unerwartetes: Trudis Jodeln zu SRF1 am frühen Morgen. Durch die Holzdielen des Bauernhauses waren die Lieder bis in ihr Zimmer gedrungen. Wie der Geruch von Trudis Gerichten. «Heimat ist auch Geschmack», wurde Sandra Knecht damals klar. «Ich fühlte mich verpflichtet, ihre Kochtraditionen weiterzuführen.» Und sie überlegte, wie sie zum Gedenken der beiden Frauen deren Essenz erfassen könnte. Als ob es das Selbstverständlichste wäre, sagt sie: «Da habe ich einen Lärchenschnaps gemacht.» Er schmeckt nach Sauberkeit, Wald, Heimatliebe. Nach Trudi eben. Katholiken kennen das Prinzip.

Das Trudi im Glas bekommt gereicht, wer in Sandra Knechts «Chnächt» an der Kleinbasler Uferstrasse speist. «Immer wieder sonntags» heisst die monatliche Reihe, in der ein fünfgängiges Abendessen in einer Holzscheune zum wohltuenden Gesamtkunstwerk gerät. Knecht kocht ausschliesslich regional. Sie kauft ganze Tiere beim Dorfmetzger oder beim Jäger - und nimmt sie manchmal selbst aus. Nie würde sie ein Tier essen, das im Schlachthof verendete - aus Respekt vor dem Leben, und weil sie deren Stresshormone nicht in den eigenen Körper lassen wolle. Zum Fleisch wählt sie Vorspeisen und Beilagen, die zur Region, zur Jahreszeit und zu den Vorlieben der Tiere passen.

Moostannen-Steinpilzsuppe. Im Wildfenchel-Sud gezogener Fasan mit Pastinaken, Demeter-Orangen in Weisswein, Marsala und geräuchertes Brot. Grillierter und in Kräutern durchzogener Bison von der Farnsburg mit Grünkern und Quitten an einer Kirschen-Rotwein-Sauce. Zimtrumble, Demeter Quark vom Rütihof, Büelerzweitschgenpovidel, Williamsbirnen-Safiran-Sirup. Zum Schluss gibts Schnaps.

## Keine Angst vor Eingeweiden

Sandra Knecht hat keine Angst vor harter Arbeit, vor Blut und Eingeweiden. Sie hat jahrelang als Sozialpädagogin mit jugendlichen Männern aus dem Balkan und dem Nahen Osten gearbeitet. Hat Häuser besetzt, Drogenprostituierte betreut und von der Stadt Zürich eine Notschlafstelle für diese Frauen verlangt. Sie weiss, wie man Tiere ausnimmt und Würste füllt - schon als Kind hat sie im Dorf in einer Metzgerei ausgeholfen, mit 13 im Landdienst den Bauern morgens um sechs die Röstli gebraten. Auf einer Wiese im Dorf grasen ihre sieben Schafsböcke; Ouessants mit geschwungenen Hörnern.

Knecht weidet Schafe und hat das Wirtepatent. Aber sie hat auch ein Regiediplom und einen Master of Fine Arts. Sie macht Kunstinstallationen, fotografiert und dreht Filme. Sie führte Regie an Theatern in Zürich und Basel. Einmal erwähnt sie nebenbei, dass sie früher mit Ruth Berghaus am Opernhaus Zürich gearbeitet hat.

Knecht pflegt Bauerntraditionen weiter und dreht sexuell explizite Kunstfilme. Sie hinterfragt das Bild von der Heimat ebenso wie die Bilder der Queer-Culture, der homosexuellen Kulturszene. Fabelmenschchen - ein masturbierender Matrose, ein König Ubu, ein Damenschuhfetischist - führen in «Oben sitzt ein Affe» gängige,



Wird ungern als sie selber fotografiert: Die Künstlerin Sandra Knecht in ihrem Wohnzimmer ...

FOTOS: ROLAND SCHMID

«Ich will auch zeigen, wie langweilig das geworden ist. Die Queer-Ästhetik kommt aus den 70er- und 80er-Jahren.»

Sandra Knecht



... und mit den Hunden bei ihren Ouessant-Schafsböcken.

pornografische Fantasien ad absurdum. «Ich will auch zeigen, wie langweilig das geworden ist. Die Queer-Ästhetik kommt aus den 70er- und 80er-Jahren.»

Manche der Filmaccessoires finden sich in ihrer Stube wieder. Knecht lebt seit einigen Jahren in einem Handwerkerhaus in Buus; mit viel Kunst, der Freundin, vier Hunden und drei Katzen. Fast allesamt gestörte Tierheimtiere, wie sie sagt, die aber auf wundersame Weise friedlich zusammen auskommen. Es muss an Knecht liegen. Sie liebe schwierige Tiere und schwierige Menschen.

Vom Küchenfenster aus sieht man die Dorfstrasse zwischen alten Häusern Richtung Hügel abbiegen. Wie ein Bild. Im Haus selber täte man sich gern alles ganz genau anschauen. Die Schnitzereien. Den ausgestopften Hundekopf mit der falschen Perlenkette um den Hals, das Foto Sandra Knechts unterm Geissenschädel im Kleid aus Tannenzweigen, das die Ziegen abfressen.

## Nur das Trudi merkte es nicht

Bis vor kurzem hielt sie ihre aktuelle Heimat geheim. Das Private soll privat bleiben. Gerade auch, weil sie sich mit ihren klaren Meinungen und politischen Haltungen immer wieder exponiert. Und mit ihrem Lebensstil. Wenn zwei Frauen zusammenleben, ist das auf dem Dorf ein Thema. «Logisch kommt es darauf an, ob jemand hetero- oder homosexuell ist», sagt Knecht. So zu tun, als ob dem nicht mehr so sei, sei wenig hilfreich, ja verlogen. Nur das Trudi habe es damals nicht gemerkt, dass die Freundin die Freundin war.

Als Teenager wollte sie, inspiriert von Ulrike Meinhof, Terroristin werden - um mit Taten die Welt zu verändern. Sie sei schon immer sehr lösungsorientiert gewesen. Zum Theater kam sie mit Anfang 20, weil sie sich in eine Frau verliebt hatte, die Regie lernen wollte. Sandra Knecht machte die Aufnahmeprüfung auch, um ihr später nah sein zu können - ihre Freundin fiel durch, Knecht schaffte es. «Da sind Welten aufgegangen, ich habe gemerkt, wie frei man sein kann.» Wie erst viele Jahre später wieder, als sie genug davon hatte, «schwierige Jugendliche für die Gesellschaft zurechtzuklopfen» und sich ein Sabbatical mit einem Kunst-Studium gönnte. Es sei «die grosse Liebe» gewesen, ein Gefäss für alles, was sie tue.

## «Ästhetik der Heimatfront»

Wir gehen zu den Schafen. Der Spaziergang führt vorbei an sterilen Minihäusern und Steingärten. «Budgethügel» nennt Knecht diesen Dorfteil. Einer ihrer Hunde uriniert in einen keimfreien Vorgarten, die Hausbewohnerin schimpft. Knecht bleibt ungerührt. Von einem Quad, einem Hybrid aus Auto und Motorrad, auf einem zubetoniertem Vorplatz macht sie ein Foto. Das kommt in ihre Serie «Home Sweet Home» über das, was sie «Ästhetik der Heimatfront» nennt. «Dauernd Heimatlieder singen, aber bei erstbestener Gelegenheit den Heimatboden verkaufen», Knecht macht diese Bigotterie wütend. Genauso wie die SVP, die falsche Sehnsüchte wecke, dass alles bleiben könne, wie es ist. «Aber nichts kann bleiben, wie es ist. Das ist Habakuk, und das wissen die ganz genau.»

Später sitzt sie auf der Wiese, umringt von ihren Schafen und Hunden. Sie liebt diese Landschaft, diese Tiere. Das Karohemd hochgeknöpft, eine schwere Kette um den Hals, zwei goldene Ohrringe, das dunkle Haar zusammengenommen - halb Bauer, halb Flamencotänzerin. Am Sonntag wird sie beim Hafen Geissenragout-pfeffer und Heusuppe kochen. Im April wird ihr Video «Sirocco» am Videofestival in Hamburg gezeigt. Ein Film über Menschen, die sich ihre eigene Identität zusammengestellt haben, tanzend, performend eigene Ausdrücke finden. Wild und frei.

**Die nächsten Abendessen** der Reihe «Immer wieder sonntags» - 30 Leute, 5 Gänge, 1 Schnaps, 100 Franken - finden morgen sowie am 20. März um 19 Uhr statt. Der Anlass wird auf [www.sandraknecht.ch](http://www.sandraknecht.ch) oder auf ihrer Facebook-Seite ausgeschrieben, wo man sich per Messenger anmelden kann.

# Die Mutter der Nachtigall ist tot

**Literatur** Harper Lee, Autorin von «To Kill a Mockingbird», ist gestern 89-jährig gestorben. Sie war eine der grossen literarischen Stimmen Amerikas.

VON STEFANIE CHRIST

Auf der Wiese im Schlaf sei sie gestorben, auf ihrem Anwesen in Monroeville, Alabama. Dies bestätigte ihr Neffe. Sie starb einen Tod wie in einer Szene aus einem ihrer Südstaaten-Romane. Die amerikanische Autorin Harper Lee wurde 89 Jahre alt.

Zeitlebens war die Anwaltstochter eine der wichtigsten Stimmen der US-Literatur - obwohl sie nur zwei Romane publiziert hat. Der erste, «To Kill a Mockingbird» («Wer die Nachtigall stört»), wurde zu einem Standardwerk. Veröffentlicht im Jahr 1960, erzählt er aus der Perspektive der zehnjährigen Tochter Scout des Anwalts Atticus Finch. Dieser vertritt einen wegen Ver-

gewaltigung eines weissen Mädchens angeklagten Schwarzen - im Herzen des konservativen Südens, in Maycomb, Alabama, einem fiktiven Städtchen, dass Lees Heimatort Monroeville nachempfunden sein soll.

1961 wurde Lee für ihr Debüt der Pulitzer-Preis verliehen. Ein Jahr darauf schrieb Gregory Peck in der Verfilmung als Atticus Finch Filmgeschichte. «Nie im Leben hätte ich mit diesem Erfolg gerechnet. Auf eine gewisse Weise war dieser ebenso angsteinflössend wie der kurze Tod durch Kritikerhand, den ich erwartet hatte», sagte Lee 1964 in einem Radiointerview. Dann zog sie sich zurück. Ihr Schweigen hielt über fünf Jahrzehnte an.

## Manuskript abgewiesen

Letztes Jahr dann die Sensation: Der Verlag HarperCollins kündete Lees zweiten Roman an - «Go Set a Watchman» («Gehe hin, stelle einen Wächter»). Mitternachtsverkäufe, zwei Millionen Startexemplare allein in den USA - seit der «Harry Potter»-Reihe



Pulitzerpreisgewinnerin Harper Lee. KEY

wurde kein Roman heisser erwartet. Doch neu war «Go Set a Watchman» nicht: Geschrieben hat ihn Lee bereits Mitte der Fünfzigerjahre. Ihr Verlag wies den Text ab und riet zur Überarbeitung. Das Resultat wurde unter dem Titel «To Kill a Mockingbird» veröffentlicht. So lagerte das Manuskript sechs Jahrzehnte in einem Schliessfach. Nach dem Tod von Lees Schwester Alice, die darüber gewacht hatte, kam die Geschichte vergangenen Sommer schliesslich heraus.

Das Brisante an der Publikation: Der Text demontiert den Nationalhelden Atticus Finch. Zu Beginn von «Go Set a Watchman» reist die Erwachsene Scout aus New York an, um ihre Ferien bei der Familie zu verbringen. Ihr Vater Atticus, die moralische Instanz ihrer Kindheit, fällt dabei mit rassistischen Parolen auf - für die «farbenblinde» Studentin kaum zu ertragen.

War Atticus in «To Kill a Mockingbird» noch ein weisser Ritter, war er in «Go Set a Watchman» nun komplexer: Ein Mensch mit unsympathischen und

verachtenswerten Zügen, aber einer, der sich nach wie vor für die Gerechtigkeit einsetzt. Ob die US-Gesellschaft in den Fünfzigerjahren nicht bereit war für Lees differenzierte Auslegungen und die Überarbeitung des Manuskripts deshalb angeregt wurde, wird sich nun wohl nie hundertprozentig klären.

Die Geschichten von Schwarzen, die vom Justizsystem im Stich gelassen werden, oder über Südstaatler, die vom Norden ihre Werte und ihren Stolz bedroht sehen: Obwohl Harper Lees zwei Romane in den Fünfziger-, beziehungsweise Sechzigerjahren entstanden sind, wirken sie auch heute aktuell.

Universalgültigkeit ist, was grosse Kunst ausmacht. Eine entsprechend grosse Autorin ist gestern verstummt.



## Harper Lee

«Wer die Nachtigall stört»  
Übersetzt von:  
Claire Malignon.  
Rowohlt Verlag, Leipzig.  
464 Seiten, 28,90 Franken.

## «So viel Wirkung mit so wenig Mitteln!»

Mein Lieblingswerk aus dem Kunstmuseum (55) Peter Bläuer, Direktor der Liste Art Fair Basel, wählt ein Werk von Barnett Newman

Als ich etwas mehr als 20 Jahre alt war, wurden im Kunstmuseum und in der Kunsthalle Ausstellungen gezeigt, von denen junge Leute sprachen. Bis dahin hatte ich kaum Kontakt mit zeitgenössischer Kunst. So ging auch ich hin, war fasziniert und berührt und wollte mehr darüber erfahren. Franz Meyer und Dieter Koeplin am Kunstmuseum und Jean Christophe Ammann an der Kunsthalle sind die «Mitschuldigen», dass Kunst, und vor allem zeitgenössische Kunst, später zu meinem Beruf wurde. (By the way, thanks to the gentlemen!)



Peter Bläuer ist Direktor der Liste Art Fair Basel. ZVG

Anfang der 1970er-Jahre lernte ich das Werk von Barnett Newman kennen. Ich war von seiner Radikalität und Klarheit begeistert. Mit dieser Einfachheit an Komposition berührt er emotional und erreicht eine grosse inhaltliche Komplexität. So viel Wirkung mit so wenig Mitteln!

Wir sehen hier ein Bild, das man nicht gegensätzlicher formulieren könnte. Es werden die Grenzen der gestalterischen Möglichkeiten und unserer Wahrnehmung exemplarisch visualisiert.

Das Bild, eine einfache, symmetrisch aufgebaute, leicht lesbare Komposition, teilt Newman in fünf vertikale Flächen (Streifen) ein. Er benutzt drei Farben - zwei selbst gewählte, die hellste und dunkelste, Schwarz und Weiss, und eine gegebene, das Beige der Leinwand. Er benutzt die zwei gegensätzlichsten malerischen Formulierungen, die monochrome Fläche und das gestische Element. Das Schwarz trägt er auf zwei Flächen ganz dicht und monochrom auf und das Weiss auf den beiden beige Flächen fast unsichtbar gestisch. Starke, heftige Bewegung mit der hellsten Farbe, monochrome, ruhige, anonyme Flächen mit der dunkelsten Farbe. Er benutzt den Pinselstrich als gestische Bewegung, über Jahrhunderte das «Markenzeichen», an dem man einen Maler erkannte, und er benutzt diesen zur Formulierung einer monochromen Fläche, was die Anonymisierung des Pinselstrichs des Malers verdeutlicht. Bei der schwarzen Fläche zieht er die Randlinien von Hand, bei der beige Fläche mit einem Hilfsmittel, dem Klebeband. Die Grenzen und Möglichkeiten zwischen der Arbeit mit der Hand und der Arbeit mit einem Hilfsmittel werden deutlich visualisiert. So fin-



Barnett Newman (1905–1970), White Fire II, 1960, Mischtechnik auf Leinwand, 244 x 193 cm.

KUNSTMUSEUM BASEL/MARTIN P. BÜHLER

den sie in diesem Bild viele weitere gegensätzliche und radikale Formulierungen. Heute stehe ich, nach fast einem halben

Jahrhundert, immer noch beeindruckt und berührt vor diesem Werk: mit seinen vielen Fragen, die es mir immer noch

stellt und mich «zwingt», weiterhin dieses Werk zu bedenken und zu erleben! (By the way, thanks to Mr. Newman!)

## SERIE

### Mein Lieblingswerk

Mit der bz-Serie «Mein Lieblingswerk aus dem Kunstmuseum Basel» wollen wir während der Zeit der langen Schliessung des Basler Kunstmuseums dessen Schätze in unser Bewusstsein rufen. Dies, obwohl zumindest einige der Meisterwerke aktuell im Museum der Gegenwartskunst (Moderne) und im Museum der Kulturen (Alte Meister) zugänglich sind.

**Jede Woche präsentiert eine Persönlichkeit ihr Lieblingswerk aus dem Kunstmuseum.** Am 30. Januar, schrieb Carena Schlewitt, Intendantin der Kaserne Basel, was ihr am Werk «Die Mütter» von Käthe Kollwitz gefällt. Am 6. Februar wählte die Kulturanthropologin Bernadette Hauert ein «langweiliges Stillleben» von Sebastian Stoskopff aus. Und am 13. Februar, erklärte Ralph Ubl, Professor für Neuere Kunstgeschichte, wieso ihn Théodore Géricaults «Das Martyrium des heiligen Petrus» so beeindruckt, obschon es «kein Meisterwerk» sei. (ELM)

«Mein Lieblingswerk im Kunstmuseum Basel. Persönlichkeiten verraten ihre Vorlieben», herausgegeben von Christian Fluri und Simon Baur, erscheint Mitte April im Christoph Merian Verlag. **Das Buch vereinigt alle Beiträge, die in der bz-Serie erschienen sind,** und kostet 29 Franken.